



Geschwister.

Roman von Martin Bauer.

(14. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Manfired beabsichtigte, sich zum zweiten Male die Fesseln anzulegen, die Dichter und andere poetisch veranlagte Gemüter gern mit Rosenketten zu bezeichnen pflegen. Er wollte sich wieder verheiraten und hatte sich verlobt. Seine Braut war, wie immer Bräute nach kaum geschlossenem Verlöbniß, ein Ausbund aller Tugenden. So schrieb Manfred, sie war aber tatsächlich nicht nur jung und hübsch, sondern auch vermögend und aus vornehmer Familie.

Manfred, der ganz gehörig verliebt zu sein schien, war wie berauscht von seinem Glück und erging sich darüber in schwungvollen Redensarten, die seiner Natur im allgemeinen wenig entsprachen und ein bitteres Lächeln um Frau Mannheimers Lippen hervorriefen. Sie hatte ein unbeschreiblich wehes Gefühl im Herzen, das ihrer verstorbenen Tochter galt. Manfred war noch jung, er war schon jahrelang Witwer, es war so natürlich, daß er eine zweite Ehe einging. Es war nur in der Ordnung, und er hatte eine gute Wahl getroffen, dennoch erschien es ihrem Mutterherzen unfassbar, daß eine andere berufen sein sollte, den Platz auszufüllen, den ihre Elina eingenommen hatte.

„Sehr vernünftige Wahl,“ jagte der Herr Konjul, seinen grauen, moderecht zugefutzten Badenbart heftelnd, „ich kenne die Familie, alles in schönster Ordnung. Hat Glück der Kottwitz, das muß ich sagen.“

Arved, schon im Reiseanzuge, löffelte gerade ein Ei aus, als sein Vater ihm das Briefblatt zuschob mit der scherzhaften Bemerkung, daß er sich diese interessante Neuigkeit eben noch mit auf die Reise nehmen könne. Arved zog die Brauen hoch und piß durch die Zähne, und da in diesem Augenblick Hortenje das Zimmer betrat, nahm er sich kaum Zeit zum üblichen Gruß, um ihr sofort die große Neuigkeit wie eine Bombe entgegenzuschleudern und ihre Wirkung zu beobachten.

Aber Hortenje schrieb nicht auf, sie vergoß keine Tränen, bekam keinen Nervenanfall und fiel nicht in Ohnmacht. Zum ersten Male bewunderte sie Arved wirklich aufrichtig wegen ihrer Selbstbeherrschung.

Sie wurde sehr blaß, und für die Dauer einer Sekunde war es, als ließe ein Zittern durch ihre Glieder, wie ein starker Baum wohl unter einem jähen Anstich erzittert. In der nächsten Sekunde war sie schon wieder vom Scheitel bis zur Sohle Baronesse Weltlingen, die ihre Vornehmheit durch unerschütterliche Gelassenheit bekundet. Was sie in ihren vier Wänden allein durchkämpfte, gelangte nie zur Kenntnis eines anderen Menschen.

„Sie hat Klasse,“ jagte Arved bewundernd für sich, „und es ist eigentlich schade um sie. Aber ich kann ihr nicht helfen, das Schicksal ist unerbittlich und geht seinen Gang weiter. Ich möchte meinen

zum Trotz im höchsten Grade unzufrieden war und auf Gott und die ganze Welt schimpfte.

Dabei blühten Aftern und Daktien um die Wette in beinahe augenblendender bunter Pracht, so schön wie noch in keinem Jahr, und Herr Schulze hätte auch sicher seine helle Freude daran gehabt, war er bei besserer Stimmung gewesen.

Aber da war so vieles, was ihm ganz gegen den Strich ging. Kinder schienen nur dazu auf der Welt zu sein, um ihren Eltern Aerger und Kummer zu bereiten. Wenigstens sorgte Mila dafür, daß sein Leben an Aufregungen keinen Mangel litt. Vermutlich wäre es sonst zu ruhig und behaglich verlaufen. Adalbert war kein Jugendmuster, Himmel, nein, er war der Letzte, das zu behaupten, er hatte genug an ihm auszu sehen, aber mit Mila auszukommen, war auch nicht leicht, deren „Berrücktheiten“ überstiegen jedes erlaubte Maß. Er fand eigentlich nur noch Worte des Tadelns für Mila, und wenn er über die Tochter sprach, was, wenn er allein mit seiner Gattin war, ein sehr häufiger Fall war, so nahm er sich kein Blatt vor den Mund und machte sich auf derbe Weise Luft.

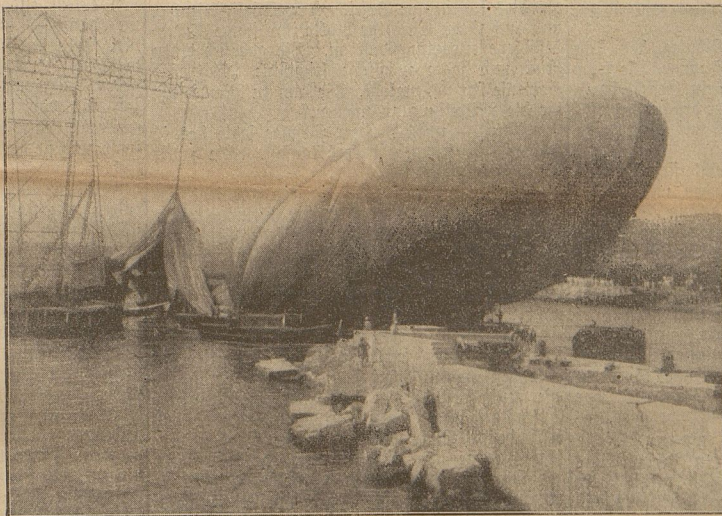
Frau Christine widersprach nie. Teils, weil sie ungefähr derselben Meinung war wie ihr Herr und Gebieter, teils aber auch aus Klugheit. „Ein Mann muß sich ausbrümmen können!“ war ihre Meinung, und damit mochte sie wohl recht haben.

Sie hörte auch heute — in ihr Schicksal ergeben — gelassen zu, während sie einen Sonnenstrahl beobachtete, der durch das purpurne Gezweig hindurch in zitternden Lichtern auf ihrer festtäglichen, schwarzseidenen Schürze spielte.

Wie Herr Schulze breitbeinig im Laubengang stehen blieb, beide Daumen in die Hosentaschen eingeklinkt, und den bedeutamen Ausdruck tat: „Ich glaube, Mutter, wir haben das Balg falsch erzogen.“ lehnte sich freilich etwas in ihr auf gegen die abscheuliche Bezeichnung „das Balg“, aber sie ging darüber hinweg, bewegte zustimmend den Kopf und sagte freundlich: „Ich glaube auch, Vater.“

„Jawohl, Vater, das hätten wir tun müssen.“ „Anderer Kinder sind anders!“ stieß er heraus. „Jawohl, ganz anders!“ tönte das gefällige Echo aus der Laube zurück.

„Wenn ich so zum Beispiel mit unserer Tochter die Kleine vergleiche . . .“



Eine interessante Aufnahme von der Bergung des von den Oesterreichern heruntergeschossenen italienischen Luftschiffes „Citta di Jesi“.

Kopf dafür verwetten, daß dieser stolzen Dame endgültiges Schicksal Thilo Mannheimer heißt. Ein klägliches bißchen Schicksal, aber wer kann's ändern? Ich nicht — und wenn ich's auch könnte, bah, ich tät's nicht.“

Es war Sonntag. Ein stiller, schöner Herbsttag mit durchsichtig klarem Luft, die zu zittern scheint. Frau Christine Schulze saß in der Laube, die mit wildem Wein umspinnen war, der sein sommerliches Grün schon fast ganz mit der satten Purpurfarbe des Herbstes vertauscht hatte, und ihre sonst immer fleißigen Hände ruhten heut einmal ausnahmsweise im Schoß.

Sie hatte den Kopf geneckt und hörte als gute Frau gefällig auf das Geburmm ihres Chehern, der auf und ab stampfte, dem goldenen Herbsttag

„Ach ja, die Kleine“, seufzte Frau Christine verständnisvoll.

„Die Kleine“ war im Hause der Schulzes die landläufige Bezeichnung für das Freiräulein Elisabeth von Vellkingen, und dieses Freiräulein fühlte sich dadurch nicht im mindesten in ihrer Würde beeinträchtigt, sondern hörte sich mit keinem anderen Namen lieber nennen als gerade mit diesem. Sie fühlte deutlich heraus, daß er zärtliches Empfinden ihr gegenüber ausdrückte, und Lies' Herz war so weich und liebebedürftig, und in der großen, weiten Welt gab es so wenig Menschen, die diesem Bedürfnis Rechnung trugen.

„Wo bleibt die Kleine eigentlich heute so lange?“ fragte Herr Schulze, hörbare Ungebild in der Stimme, nachdem er ein halbdutzendmal den Gang auf und ab gewandert war, um wieder in derselben graziösen Attitüde im Laubeneingang Aufstellung zu nehmen. Frau Christine glättete ein Fältchen in der Feiertagschürze mit der Hand, die weder edle noch schöne Formen, dafür aber deutliche Spuren harter Lebensarbeit aufwies, und ein kleines, spöttisches Lächeln flog dabei über ihr rundes, gutmütiges Gesicht.

„Du weißt doch, Vater, daß die Kleine jeden Sonntag nachmittag ihre Mutter besucht.“

„Um, ja, natürlich, weiß ich selbstverständlich, und es gehört sich auch so, soll beider nicht anders sein. Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden. Aber es kommt mir so vor, als bliebe sie länger fort als sonst.“

Damit zog er die Uhr aus der Tasche, ließ den goldenen Deckel springen und beachtete angelegentlich das Zifferblatt. In diesem Augenblick kamen leichte Schritte über den Hofraum, die Gartentür flirrte, und Lies zierliches Persönchen erschien auf der Bibelfläche.

„Na endlich!“ jagte Herr Schulze, den Ton sichtlich verriedigung in der Stimme, Lie seine breite Nase entgegenstreckend. Sein Gesicht leuchtete dabei vor Wohlwollen, und er drückte die winzigen Finger so derb, wie er das mit Vorliebe zu tun pflegte.

„Sie rief dann „Au“ und bemühte sich, die mißhandelten Fingerringe zurückzuziehen und in der Luft zu schlenkern. Aber das gelang ihr selten, denn Papa Schulze hielt fest, tätschelte sie zärtlich ein wenig und spottete gutmütig über ihre Kleinheit und Zerbrechlichkeit.“

„So etwas Kleines, das man kaum sieht und das doch arbeiten, wirklich und wahrhaftig arbeiten und Brot verdienen kann.“

Dieser letztere Umstand imponierte dem braven alten Herrn ungemein, und er sagte es jedem Menschen, der es irgend hören wollte, daß er vor der Kleinen Lie allerhand Hochachtung habe.

Heut verlief die Szene ein wenig anders. Lie schrie nicht auf und machte keinen Versuch, ihre Finger zurückzuziehen, und wenn der alte Herr sie wirklich zerquericht hätte, Lie hätte kaum mit der Wimper gezuckt, denn da war etwas in ihr, das sie fühllos machte gegen körperlichen Schmerz. Sie begrüßte die gute, alte Mama, saß neben ihr nieder auf dem schmalen Bänkehen, das sich weder durch Eleganz noch Bequemlichkeit auszeichnete, und dann starrte sie vor sich hin mit einem bekümmerten Gesichtsausdruck.

Vater Schulze, dem es nie an richtigen Bemerkungen und urwüchsigen Vergleichen mangelte, hatte die Bezeichnung dafür. Lie sah aus, als hätten ihr die Hüfner das Brot gefressen. Uebrigens kam Lie von ihren Familienbesuchen meist nicht gerade in rosigger Stimmung zurück, das kannte man schon an ihr, aber heute hatte sie so einen besonderen Ausdruck in dem schmalen Gesichtchen, das Herr Schulze sicher bequem mit seiner biedern Rechten zudecken konnte, und der gute alte Herr wußte ganz genau, daß es sich heut nicht um die gewöhnlichen Klümmernisse handelte, sondern daß Neues dazu gekommen war, das bedrückend auf Lie einwirkte.

Es war ein Gemüth von Theilnahme und Neugier, das Herrn Schulze erfüllte, er liebte Lie wirklich, und ihr Kummer ließ ihn nicht ungerührt, und neugierig war er nun mal seiner Veranlagung nach. Lies' Schweigamkeit paßte ihm nicht in den Kram, und da sie offenbar nicht die Absicht zu haben schien, den Mund aufzutun, ging er eben einfach zum Angriff über. Er setzte sich an Lies andere Seite — es war nicht ganz einfach, auf dem knappen Bänkehen auch noch für seine gewichtige Person Unterkunft zu schaffen — flemmte beide Hände zwischen seine Knie, und sich weit vorbeugend, sah er von unten auf in Lies Gesicht.

„Raus mit der Sprache, Kind! Aussprechen erleichtert das Herz! Sie sehen nicht umsonst so verdonnert aus. Was hat's denn geiebt?“

„Geiebt?“ wiederholte Lie mechanisch und ließ ihre Augen, in denen eigentümliche Schatten lagen, träumerisch umherirren.

„Na ja.“ jagte Herr Schulze gemüthlich, „daß Sie einen rechtschaffenen Verrger oder Kummer gehabt haben, sehe ich Ihnen nämlich an der niedlichen kleinen Nasenpitze an. Drum noch einmal: raus mit der Sprache!“

Lie kam aus der Ferne zurück, in der ihr Geist spazieren gegangen war. Sie sah den guten alten Herrn an und verdrückte sogar ein Lächeln, das sich aber schlecht genug mit dem Schatten in ihren Augen verirrte.

„Weder Verrger noch Kummer, lieber Herr Schulze, da sind Sie aber ganz auf dem Holzwege. Diesmal handelt es sich um ein freudiges Ereignis. Ich glaube wenigstens, daß man eine Verlobung als ein solches zu bezeichnen pflegt.“

„Eine Verlobung? Poptausend!“

Herrn Schulzes Augen öffneten sich so weit, als dies für sie im Bereiche der Möglichkeit lag, und auch Frau Christine blickte ihre junge Schutzbefohlene erwartungsvoll an. Lie gab sich einen Auf und jagte möglichst leichtthin: „Schweester Hortenje hat sich verlobt. Sie kam zu Mama, um ihr die Mitteilung zu machen.“

„Nun — und?“ Herr Schulze sagte das in merkwürdig langgedehntem Tonfall. Lie zuckte die Achseln.

„Nun eben, ich sagte es ja, ein freudiges Ereignis.“ Dabei hatte aber ihre Stimme einen Klang, als sei ihr das Weinen sehr viel näher wie das Lachen. „Also eine glückliche Braut in der Familie. So, so, na, ist ja recht schön. Bräute sind doch bekanntlich immer glücklich — nicht wahr, kleines Fräulein?“

„Sie sollten es wenigstens sein!“ gab Lie mit zuckenden Lippen zurück. Ein Frösteln lief ihr über den Rücken bei der Erinnerung daran, in wie wenig freundlicher Weise Hortenje ihren Verlobten geistbildet hatte. Auch nicht über das beiseidenhafte Maß von Zuneigung für ihn verfügte sie, sie machte dessen auch gar kein Hehl, gab sich keine Mühe, ihren Entschluß gefällig zu bemänteln. Mama hatte kaum ein Wort gesagt. Mama verfiel ersichtlich immer mehr in Npathie, Adalbert hatte sich kopfschüttelnd zu einem Glückwunsch gezwungen, während Mila in ein nicht endemwollendes tolles Lachen ausbrach. Lie hatte es gewagt, Hortenje zu fragen, warum sie sich mit Thilo Mannheimer verlobt habe, da sie ihn doch gar nicht zu lieben schien.

„Schäfschen, Du kleines, harmloses,“ hatte Hortenje darauf mit verlebendem Spott gesagt. „Warum — darum! Die Mannheimers haben unfönnig viel Geld, der gute Thilo ist wie ein Narr in mich verliebt, und ich“ — Sie zog die Brauen zusammen, und ein harter Zug grub sich um ihren Mund. — „Nimm meinerwegen an, ich sei nicht mehr jung genug, um nicht schon begriffen zu haben, daß Paradieseligkeiten nicht auf Erden zu finden sind. Ach werde eine sehr reiche, sehr elegante Frau sein, und an den garstigen Namen Mannheimer werde ich mich mit der Zeit ja wohl ebenjo gewöhnen wie an meinen guten Thilo.“

Uebrigens ist der liebe Thilo ein paar Jahre jünger wie ich, aber das schadet nichts. Im Gegentheil, es ist gut so, um so leichter bekomme ich ihn unter meine Herrschaft.“

Das waren die letzten Worte, die Lie gehört hatte. Sie hatte genug, übergenuß, und sie war davongestürmt, als brenne es in nächster Nähe, und nur schleunigste Flucht könne sie vor sicherem Verderben erretten. Und nun saß sie hier auf dem schmalen Bänkehen, zwischen den beiden alten Leuten, von denen ihr nur Gutes geworden war, und beantwortete ihre vielen neugierigen und nicht immer ganz taktvollen Fragen, so gut es gehen wollte, nur immer ängstlich bemüht, von den eigenen Gedanken nichts zu verraten. Denn diese Gedanken gingen mit verzweifelter Hartnäckigkeit in einer Richtung, sie kreisten um eine Person.

Was würde „er“ zu diesem Ereignis sagen, wie würde er's ertragen, und wie brachte Lie es ihm auf schonendste Weise bei?

Es war bezeichnend für Lie, daß sie über ihre eigenen Empfindungen und Wünsche hinweg sich darum sorgte, daß derjenige, dem sich ihr Herz zugewandt hatte, einen Schmerz erleiden sollte, den sie nicht von ihm abwenden konnte, und wollte sie gleich Leib und Leben daran wagen. Ersparen konnte sie ihm diesen Schmerz nicht, denn das lag nicht in ihrer Macht, aber ihn schonend vorbereiten, das konnte sie, und das wollte sie, mußte sie tun.

Sie hatte ein Gefühl matter Verwunderung darüber, daß es ein Mädchen auf Erden gab, die einen Thilo Mannheimer einem Erich Weinhardt vorzog, aber sie hatte sich in ihrem jungen Leben schon an so vielen Unbegreiflichkeiten wund gestoßen, und Hortenje betrachtete nun einmal alles von einem anderen Gesichtspunkte aus wie Lie, und dann — Ach ja, freilich, das unbändig viele Geld, das die Mannheimers hatten, das hatte wohl bei Hortenje vornehmlich den Ausschlag gegeben. Mit einem seltsam bewegten Gesichtchen saß Lie vor ihrer Schreibmaschine. Sie war zerstreut, entschieden nicht bei der Sache wie sonst, und sie hatte infolgedessen schon ein paarmal Fehler gemacht. Das war fatal, und Lie hatte den besten Willen, ihre Gedanken zusammenzuhalten, um fernerhin kein Versehen mehr durchschlüpfen zu lassen. Viele Leute behaupten, es gäbe kein schwierigeres Werk, als das Zusammenhalten flatternder Gedanken. Diese Leute mögen recht haben, jedenfalls machte Lie heute diese unliebbare Erfahrung an sich. Es war ihr unmöglich, ihre Aufmerksamkeit auf ihre nützerne Arbeit zu konzentrieren, sie lautete auf jeden Schritt, der auf Treppe und Flur hörbar wurde, und wenn die Tür ging, nahm ihr Blut jedesmal einen rascheren Kreislauf durch die Adern. Immer waren es andere Schritte, stets eine andere Gestalt, die beim Eintritt in das Zimmer ihren Schatten bis zu Lies Fensterplatz warf. Aber endlich war es doch der Herr Rechtsanwält Doktor Erich Weinhardt, dessen lange Gestalt über die Schwelle trat, während er höflich den Anwesenden einen Gruß bot. Erich Weinhardt war stets höflich, auch Menschen gegenüber, die gewissermaßen seine Untergebenen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Mir zuliebe.

Roman von Erich Ebenstein.

(10. Fortsetzung) (Nachdruck verboten.)

Das waren nun die Freuden des „Familienlebens“! Daß sich die Frau, der er jeden Wunsch erfüllt, die er mit Luxus überschüttet hatte, einfach davonmachte, wenn mal Volken auf ihrem sonnigen Horizont auftauchten!

Na, schließlich — mochte sie gehen! Gefeilt hatte sie ja so nur stets das Angenehme mit ihm, das andere mußte er immer allein durchmachen

— oder mit andern, die ihn besser zu würdigen vorgaben.

Schade, daß er sich nicht bei Judith Naden zu Tisch geladen hatte heute. Die hätte wenigstens mit koketterm Geplauder ihm die schlimmsten Gedanken vergessen gemacht.

So allein zu essen war abseuflich! Allerlei Kleinigkeiten fehlten bei Tisch. Der Rheinwein war schlecht gefühlt, der Koffa zu wenig stark und zu heiß.

Mergerlich stand er auf und fuhr nach dem Sanatorium. Die Klinik hatte er heute zu meiden beschloffen. Dort operierte dieser Lauterbach Gertruds Schwester. Davon wollte er nichts hören und sehen.

Eine Juchtheit! Denn niemand konnte Emma Schenker je wieder auf die Beine bringen. Schon vor zwei Jahren, als er, der berühmte Westendorf, sie auf Gertruds Bitten untersucht hatte, hatte er dies unzweifelhaft festgestellt.

Und da kam nun dieser Grümling und wollte es besser wissen! Kein Wunder, daß Gertrud zu ihm aufblickte wie zu einem Heiland. Den ganzen Tag würden sie heute wieder besammensucken, die beiden.

Nein. Auf die Klinik ging er nicht. Er hätte es einfach nicht ertragen. Morgen, wenn Lauterbachs Fiasko zur Tatsache geworden, würde Gertrud ja wohl wieder einmal etwas Zeit für ihren Gönner haben...

Aber auch im Sanatorium erwartete Westendorf nichts Angenehmes. Die Hälfte der Zimmer stand leer. Kömer jammerte über den schlechten Geschäftsgang, sprach von Defizit — und erzählte zuletzt mit schadenfrohem Lächeln, daß drüben auf der Klinik heute alles außer Rand und Band sei über die großartig gelungene Operation Lauterbachs.

„Phänomenal, behaupten alle, Herr Hofrat! Tiller, der vorhin herüberkam, sagt, der Erfolg sei unzweifelhaft. In vier Wochen würde Emma Schenker genau so gut gehen wie ihre Schwester. Sie können stolz auf Ihren Schüler sein. Tiller meint, alle Welt würde nun von Lauterbach sprechen. Schade, daß er nicht anstatt Doktor Sandruchs hier Primarius werden wollte. Denn dann —“

„Unfinn! Geschwätz! Man wird schon sehen, wie die Geschichte bei näherer Besichtigung in nichts zusammenkrumpft. Sie, Kömer, hätte ich auch für gescheiter gehalten. Wir hatten die Emma Schenker ja hier vor zwei Jahren. Die und gehen? Lächerlich!“

Damit wandte Westendorf Kömer den Rücken und verschwand in seinem Privatzimmer.

Dort lagen auf dem Schreibtisch verschiedene eben angekommene Postfächer. Darunter die letzte Nummer der Medizinischen Rundschau.

Hastig griff Westendorf danach. Ein Artikel war blau angestrichen. Westendorfs Augen glitten unruhig darüber hin. Einzelne Worte des Artikels fielen durch gesperrten Druck auf. Darunter zwei — des Hofrats Hände begannen plötzlich zu beben. Sein Blick irte verstört herum — suchte wieder die zwei Worte — blieb starr darauf haften.

„Wissenschaftlicher Cagliostro“ — und etwas weiter unten der lapidare Satz: „Hiermit ist das Plagiat wohl einwandfrei bewiesen.“

Er ballte das Blatt zusammen, schob es in die Tasche und erhob sich schmerzhaft. Seine Wangen waren aschgrau, die Züge schlaff, wie verfallen. Da war es, das Gespenst, vor dem er seit Wochen zitterte! — Angestlich wie ein Dieb, der fürchtet, jemand zu begegnen, schlich er sich aus dem Sanatorium hinaus.

Dann irrte er planlos durch die Straßen. Es war etwas in ihm, das ihn unaufhörlich vorwärts trieb. Hin und wieder grüßte ihn jemand, etwas verwundert über den sonderbar schwerfälligen Gang des eleganten Westendorf, der sonst so federnd einherschritt.

Er sah es kaum, zog nur mechanisch den Hut. Todmüde trat er in der Dämmerung in ein Ringstraßencafé.

Man brachte Zeitungen und ein Glas „Melange“. Man kannte ihn ja gut. Man wußte, welche Zeitungen er las, wie er den Kaffee wünschte.

Da fiel Westendorfs Blick zufällig auf die oberste Zeitung. Es war die Medizinische Rundschau. Hier war nichts blau angestrichen. Aber...

Scherer sah er sich um. Da und dort begegnete er Blicken, die in harmloser Neugier auf ihn gerichtet waren.

Aber ihm schienen sie nicht harmlos, sondern höhnisch, unerträglich höhnisch...

Hastig erhob er sich, warf eine Krone auf den Tisch und stürzte hinaus.

Wieder wanderte er durch mehrere Gassen. Bis er plötzlich in der Währinger Straße vor dem Hauie stand, in dem Judith Naden wohnte.

Er atmete tief auf. Ihm war plötzlich, als könne er nicht länger allein sein. Als müsse er ein freundliches Wort aus lächelndem Munde hören.

Aber Frau Naden war ausgefahren und kehrte wahrscheinlich erst spät abends heim, lautete der Bescheid des Stubenmädchens.

Einen Augenblick stand Westendorf wie betäubt. Dann kehrte er langsam um und ging seiner Klinik zu.

Er vergaß ganz, daß er heute nicht hatte hinwollen, weil... Er hatte alles vergessen.

Seine Gedanken waren sonderbar verwirrt. Er war todmüde. Und die Klinik — war sie nicht sein zweites Heim? War dort nicht Gertrud, mit ihrem stillen, sanften Gesicht, das allein schon alle Kranken tröstete?

Auch er war krank... und eine rasende Sehnsucht besaß ihn nach Gertruds klarer Stimme, nach ihrem reinen Blick...

Westendorf ging nicht nach den Krankenjalen, sondern in das kleine luxuriös ausgestattete Zimmer, das zu seinem Privatgebrauch diente.

Durch einen Diener ließ er Fräulein Schenker zu sich bitten.

Dann ging er auf dem dicken Teppich, der jeden Schall erstickte, rastlos auf und nieder.

Vermorrhene Gedanken zogen durch seinen Kopf. Was hatte er nun von all dem Jagen, all der Eier, all der rastlosen Mühe nach Erfolg? Nichts? Wie Spreu im Winde zerfloh alles...

Kein Heim, kein liebendes Weib, nicht einmal mehr einen erdlichen Namen...

Er dachte zurück. Weit, bis in die Tage der Jugend, wo er hier in diesem Hause seine Laufbahn begonnen hatte als armer Student...

Arm? Nein. Er hatte sich nicht arm gefühlt, sondern reich. Sehr reich an Hoffnungen, an Plänen, an ehrlichem Streben, wie die anderen, die mit ihm nach dem Examen hierher kamen, um zu lernen, sich zu vervollkommen.

Merkwürdig, wie all das im Laufe der Zeit einem so langsam verloren ging — diese Jugendideale — diese Freude am Beruf.

Gertruds Vater war auch dabei gewesen, damals. Aber dann hatte er ein armes Mädchen geheiratet und war vom Schauplatz verschwunden. Als Westendorf ihn nach Jahren als Bezirksarzt wieder sah, wunderte er sich, daß in des alternden Mannes blauen Kinderaugen immer noch dasselbe fröhliche, frische Feuer brannte wie einst. Wie er das nur angestlich haben mochte?

Gertrud hatte genau dieselben Augen. Das war es wohl auch, was ihn so zu ihr hingog: diese stillen, sonnigen, leuchtenden Augen, die so viel Frieden ausströmten — er dürstete nach Frieden. Und hungerte nach Liebe! Nach der selbstlosen Liebe eines warmen, reinen Frauenherzens.

Wo sie nur blieb? Fiebernde Erwartung im Blick, wanderte er rastlos auf und ab.

Und dann sah plötzlich, ohne daß er ihr kommen gehört hatte, Gertruds sanfte Stimme

hinter ihm etwas verwundert: „Sie haben mich rufen lassen, Herr Hofrat?“

„Ah — endlich! Gertrud!“ Er fuhr herum, und sein unsteter Blick blieb sekundenlang betrocknen auf ihr ruhen.

Sie sah anders aus, als er sie bisher gekannt. Schöner, noch viel schöner.

An Stelle des Ersticktes, der sonst ihr schmales Gesicht fast streng erscheinen ließ, schimmerte heute etwas Frohes, mädchenhaft Weiches und Liebliches aus den regelmässigen Zügen. Rosen blühten auf den Wangen, purpurrot hoben sich die fein geschwungenen Linien des Mundes von dem Perlmutterweiß der Haut ab.

Aus der kühlen, unnahbaren Madonna war ein unjählich anmutiges Weib aus Fleisch und Blut geworden, das irgend ein geheimnisvolles Glück von innen heraus verklärte.

Wußte sie es? Nein! Ihre blauen Kinderaugen ruhten in ahnungslöser Reinheit immer noch verwundert auf Westendorf.

Sie war völlig arglos in bezug auf das, was ihr Anblick in dem Manne wachrief.

„Wünschen Sie etwas von mir, Herr Hofrat?“

Er nickte, ließ sich in einen Stuhl fallen und wies auf die Chaiselongue daneben.

„Ja. Setzen Sie sich, Gertrud,“ sagte er heiser. „Sie haben doch Zeit um diese Stunde... um sechs ist Ihr Dienst zu Ende. Oder wollten Sie etwa ausgehen?“

„Nein. Ich bleibe heute hier. Sie wissen doch, Emma ist hier. O Herr Hofrat!“ — ein Strahl schrankenlosen Glückes brach aus ihren Augen — „es ist ja doch gelungen! Gelingen! Wenn Sie wüßten, wie —“

Er unterbrach sie rauh.

„Ja. Ich weiß schon. Aber man muß erst abwarten... sprechen Sie jetzt nicht davon. Erzählen Sie mir irgend etwas... von sich... von — ach, egal was. Nur nicht von Kranken. Nur nichts Berufliches.“

Gertrud sah ihn verwundert an. Ein Schatten legte sich über ihre Stirn. Er bemerkte es und fuhr hastig fort:

„Ich bin krank... tausend Widerwärtigkeiten quälen mich. Ich brauche Ruhe, Zerstreuung. Dabei finde ich nichts davon. Sie, Gertrud, wie finden Sie mein Dabein übrigens? Haben Sie nicht Mitleid mit mir?“

„Herr Hofrat!“ Sie sah ihn befremdet an.

„Na, schon gut. Haben wir von etwas anderem. Von Ihnen! Werden Sie heuer Anspruch auf Urlaub machen?“

„Ja, Herr Hofrat. Ich verzichtete drei Jahre lang darauf. Seit ich die Pflegerinnenkurse im Rudolfshaus verließ, war ich immer hier, mit wenigen Tagen Unterbrechung. In diesem Jahr möchte ich mit Emma ins Gebirge. Ich hoffe, daß Sie mir diese Bitte nicht abschlagen werden.“

„Keine Idee! Im Gegenteil. Wissen Sie, was ich mir ausgedacht habe? Daß ich mit Ihnen gehe! Jawohl! Irgend wohin in ein ganz stilles, verstecktes Nest. Keine Menschen... keine Bekannten, das ist's, was ich brauche. Das und Sie!“

Eridrocken, fassungslos starrte Gertrud ihn an. Sprach er irre? War er wirklich krank? Sein Blick hatte etwas so Unstetes, Geheimes — erst jetzt bemerkte sie dies. Es wurde ihr unheimlich.

„Herr Hofrat,“ murmelte sie, unwillkürlich etwas weiter abrückend, „ich verstehe nicht. Sie werden doch mit Ihrer Familie —“

Er lachte gereizt auf.

„Bah — reden Sie nicht davon! Hab' ich denn eine? Wissen Sie nicht, wie das ist bei mir daheim? Haben Sie's nicht begreifen? Alles nur Schein. Neuzerlich — der Leute wegen. Meine Frau — oh, natürlich, eine vornehme Dame ist sie ja! Und klug! Und gebildet! Aber innerlich“ — er ergriff mit raucher leidenschaftlicher Gebärde Gertruds Hand. „Wissen Sie, was ich ihr war all die Jahre her? Eine Zitrone, die



man auspreßt, ein Sklave, den die Herrin nach Belieben verwendet zur Arbeit, wo sie ihr am einträglichsten erscheint. Und jetzt . . . jetzt!

Er brach ab, fuhr sich über die Stirn und verzerrte den Blick tief in Gertruds totenblaß gewordenes Gesicht. „Ich weiß, Sie mißbilligen vieles, was ich tat, im Stillen. Aber haben Sie sich auch gefragt, wie ich so geworden bin und — warum? Man wird kein Streber aus eigenem Antrieb. Man hat immer eine Peitsche dabei hinter sich!“

Gertrud erhob sich plötzlich. „Herr Hofrat, ich darf, ich kann nicht länger.“

Er zog sie mit Gewalt nieder. Sein Blick ruhte gierig auf ihr, in seinen hellgrauen Augen war ein seltsames Flimmern.

Nein — bleiben Sie! Sie müssen bleiben! Noch bin ich nicht zu Ende . . . Gertrud — aber in mir, ganz tief, ganz verborgen, da lebte doch allerlei weiter . . . Scham über mich selbst, Sehnsucht, die Anbeugung, die ich einst für das Weib — das echte — befehlen. Und als ich Sie nun hier neben mir walten sah, da wachte all dies wieder langsam auf in mir. Ah — wozu viel Worte machen? Gertrud, Sie müssen es längst wissen, daß ich Sie liebe, daß Sie allein noch einen anderen Menschen aus mir machen können!“

„Genug!“ unterbrach ihn Gertrud, mit flammendem Blick aufspringend. „Schweigen Sie! Sie beleidigen mich! Ihre Worte entehren uns beide! . . . Lassen Sie mich augenblicklich fort!“

Sie wollte an ihm vorüber, er aber vertat ihr den Weg. Einen raschen Blick warf er auf die Tür des Nebenzimmers. Dort befand sich ein Laboratorium. Um diese Stunde war wohl niemand dort.

„Gertrud,“ raunte Westendorf, alle Bestimmung verlierend, den Arm um sie schlingend, „geh' nicht! Hab' Erbarmen, ich habe es lange genug in mich verschlossen, aber jetzt . . . oh, ich liebe Dich! Ich liebe Dich!“

Er wollte sie küssen. Schaudernd stieß Gertrud einen gellenden Schrei aus.

„Zu Hilfe!“

Die Tür des Laboratoriums wurde aufgerissen und eine hohe Gestalt in weissen Linnenfitteln, eine Grouvette noch in der Hand haltend, stürzte herein und — blieb plötzlich wie angewurzelt vor beiden stehen. Es war Lauterbach, der eben eine Serumanalyse nachprüfte, als Gertruds Schrei ihn aufschreckte.

Er hatte keine Ahnung gehabt, daß Westendorf sich überhaupt in der Anstalt befand. Sekundenlang starrten die beiden Männer einander blaß und sprachlos an.

Dann nahm Lauterbach Gertruds Arm.

„Kommen Sie, hier ist kein Ort mehr für Sie. Ich bringe Sie zu meiner Mutter. Bezüglich Ihrer Schwester können Sie ohne Sorge sein. Ich garantiere, daß es ihr an nichts fehlt.“

Aufatmend, mit einem tiefen, warmen Dankesblick wollte Gertrud ihm folgen, als Westendorf, wilde Eiferjucht im Blick, rief: „Ich verbiete Ihnen, Fräulein Schenker fortzuführen. Sie ist von mir hier angestellt, und ich allein bin es, der —“

Lauterbach maß ihn mit kaltem Blick.

„Nicht mehr von heute an! Sie steht unter meinem Schutz fortan.“

„Mit welchem Recht?“

„Darüber bin ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig, Herr Hofrat. Kommen Sie, Gertrud.“

Fünf Minuten später gellte die Klingel aus Westendorfs Gemach. Der herbeieilende Diener fand den Hofrat schlaf, mit verzerrten Zügen in einem Lehnstuhl liegen. Er sprach schwer, beinahe stotternd: „Tiller — rufen Sie Doktor Tiller — mir ist nicht ganz wohl. Aber kein Aufsehen — nur kein Aufsehen.“

Um neun Uhr fuhr Westendorf nach Hause. Er lächelte wieder und schien völlig erholt. Aber

Doktor Tiller, der ihn an den Wagen begleitet hatte, kehrte doch kopfschüttelnd zurück.

„Ich lasse mich hängen, wenn das nicht ein leichter Schlaganfall war“ dachte er, „aber natürlich will er es nicht gelten lassen.“

Die Hofrätin und Senta waren um halb neun Uhr zurückgekehrt. Senta sehr kleinlaut, die Hofrätin tief verstimmt.

Welche Idee von Senta, sie nach diesem elenden Gebirgsnest St. Oswald zu schleppen! Und ihr dort vor einem alten, mit Schlingkroten bewachsenen Haus stürmisch um den Hals zu fallen.

„Das ist sein Haus, Mama! Darin werden wir wohnen, und darum habe ich Dich hierher geführt, denn ich liebe ihn, ich liebe ihn, Mama!“

Erst hatte die Hofrätin gar nicht verstanden. Als sie endlich begriff, wurde sie zum erstenmal im Leben ernstlich böse auf Senta.

„Was fällt Dir ein? Diese Kinderei ist doch längst abgetan! Nie würde ich es zugeben, schon darum nicht, weil er Dich gar nicht liebt. Sonst hätte er ja Papas Hilfe nicht so töricht von sich gewiesen. Ein Mann, der lieb, muß vor allem Opfer bringen können!“



Das neue Rathaus in Altenstein (Ostpr.), das trotz der vorübergehenden Kassenzeit ohne merkbare Verzögerung fertiggestellt wurde und dessen Einweihung bald erfolgt.

„Nein, Mama — die Frau muß es können.“ „Unsinn! Sprich nicht mehr von ihm, der nichts, gar nichts Dir zuliebe tun wollte. Da ist Doktor Sandruch ganz anders.“

Sie verbreitete sich eingehend über Sandruchs Vorzüge, seine Manieren, seinen Ehrgeiz, seine Chancen.

Aber Senta hörte nur schweigend zu. Ueberzeugen konnte sie die Hofrätin nicht.

Nun saßen sie stumm nebeneinander im Speisezimmer, jedes mit seinen Gedanken beschäftigt.

Senta sah immer nur das eine vor sich: ein großes, gelbliches Haus mit geschweiftem Giebel und grünen Salousfen, die geschlossen waren. Dornige Ranken kletterten empor, noch blätterlos, aber wie schön würden sie sein, wenn sie grüntem und blühten! Märdchenhaft!

Und die zwei großen Weimutskiefern am Tor vorn, und der weite, weite Garten voll Gemüsebeeten, Blumenrabatten, Rasenflächen und Obstbäumen . . .

Pinks vom Hause lagen die Stallungen um einen viereckigen gepflasterten Hof. Enten

watschelten darin umher und Hühner und eine schneeweiße Katze.

Und ringsum die Wälder, die Berge, der Markt mit dem spitzen Kirchturm und den freundlichen, anheimelnden Häusern, vor welchen weißlackierte Bänke, Linden und lebende Brunnen standen. Ihr schien, als habe sie in eine neue, wunderbar anziehende Welt geklickt. Da war kein Hasten, Drängen und ohrenbetäubendes Lärmen wie in Wien.

Die Leute gingen langsam und gemächlich, ein stiller Friede ruhte über allem, und der Horizont war so weit, so klar. —

O gewiß, hier mußte man glücklich sein! Besonders, wenn man ihn als Lehrmeister zur Seite hatte!

Ein fast zärtlicher Blick streifte im Vorüberfahren den „Goldenen Schwan“, die Lindenallee, die sich vom Ort zum Walde hinzog, die paar Schlösser, die an seinem Rand verstreut lagen.

„Dort werde ich überall mit ihm hingehen, und ich weiß: nicht ein einziges Mal werde ich mich nach Wien zurücksehen!“ dachte Senta jetzt.

Da wurde ungestüm die Tür geöffnet, und Westendorf trat ein.

Sein Haar war etwas wirt, sein Blick etwas freiz, und der linke Mundwinkel hing kaum merkbar herab.

Die Hofrätin nickte kühl, Senta flog auf ihren Vater zu.

„Armer Papa,“ rief sie, „Du hast Dich den ganzen Tag plagen müssen, während wir uns so himmlisch vergnügen! Ach, es war so schön! So wunderschön draußen, Papa!“

Westendorf hatte zerstreut seinen Platz eingenommen.

„So? Wo waret ihr denn eigentlich?“ fragte er abwesend mit sichtlich verstimmtter Miene.

„In St. Oswald im Gebirge, Papa.“ Er hob den Kopf, runzelte die Stirn und sah seine Frau finstler an.

„Dort? So? Na, ich begreife Dich wirklich nicht, Thida!“

Die Hofrätin schob die Fleischschüssel, die das Stubenmädchen soeben servieren wollte, nervös von sich.

„Sie können gehen, Resi. Wir bedienen uns selbst.“

Dann, als sie allein waren, wandte sie sich gereizt an ihren Gatten.

„Du glaubst wohl, es sei mir ein Vergnügen gewesen? Senta schleppte mich einfach hin, ohne daß ich eine Ahnung hatte. Aber so bist Du: erst führst Du diesen Menschen hier ein, und nun möchtest Du mir Vorwürfe machen, weil Senta sich ihn in den Kopf gesetzt hat! Jawohl, sieh mich nicht so sonderbar spöttisch an, sie hat sich Lauterbach in den Kopf gesetzt

und will allen Erstes in diesem öden Nest seine Frau werden!“

„Mama!“ fiel Senta gequält ein. „Bitte, laß mich doch mit Papa!“

„Nein, mein Kind, erst werde ich reden! Dein Vater soll wissen, daß ich mit diesem Wahnsinn nichts zu tun habe und daß die Schuld an dem Geschehenen ihn allein trifft. Jawohl, Alexander, Dich — Dich allein!“

Ein schallendes Gelächter, das Westendorf ausstieß, unterbrach sie.

„Natürlich, wann wäre denn ich nicht schuld gewesen, wenn Dir etwas nicht nach Wunsch ging? Uebrigens kannst Du Dich in diesem Fall beruhigen: Senta wird niemals in St. Oswald verkommen. Sie wird genau denselben Weg einschlagen, den Du gegangen bist, und auch genau dieselbe glänzende Rolle als Weltbame spielen.“

„Nein, Papa!“ unterbrach ihn Senta mit fliegendem Atem. „Nie! Nie! Ich liebe Lauterbach und“

„Dann hättest Du Dir mehr Mühe geben müssen, den Mann zu fesseln,“ fiel Westendorf

Zeichnet die dritte Kriegs-anleihe!

falt ein. „Jetzt ist es zu spät. Eine andere war rascher und — klüger im Zugreifen!“

„Eine . . . andere? Papa?! O Papa, Du scherzest!“ stammelte Senta, leichenblau werdend. Westendorf biß die Zähne zusammen.

„O nein. Mir ist heute nicht zum — Scherzen. Aber ich glaube nicht, daß Lauterbachs Liebe für Dich besonders tief sitzen kann, nach dem, was ich vor einer Stunde sah.“

„Und was . . . was hast Du . . . gesehen, Papa?“

„Wie er mir Gertrud Schenker einfach fort-nahm von der Klinik, um sie zu seiner Mutter zu bringen. Als ich ihn fragte, mit welchem Recht er so handle, antwortete er einfach: „Das geht Sie nichts an. Sie steht fortan unter meinem Schutz.“

„Nein, nein!“ schrie Senta aufspringend. Das hat er nicht gesagt — er — Dir!“

„Ich gebe Dir mein Wort darauf.“

Tödliche Stille folgte diesen Worten. Die Hofrätin blickte stumm in ihren Schoß. Sie ahnte instinktiv, daß diese Handlung Lauterbachs nur die Folge einer anderen gewesen war, die . . . Aber, was ging sie das an? Die Hauptsache blieb: er verlor dadurch Senta.

Sentas Blick irrte verzweifelt umher. Sie wollte nicht glauben, blind vertrauen. Aber ihr Vater gab ja sein Wort!

Plötzlich stand sie auf und entfernte sich, ohne eine weitere Frage zu tun.

Es mußte sich ja aufklären. So wie Papa es darstellte, konnte es unmöglich sein. Und sie befaß ja ein Recht, Ernst zu fragen! Sie wollte ihm schreiben, sogleich — morgen war ohnehin die Frist um — er würde nicht lügen . . . wenn . . . wenn er Gertrud wirklich mehr liebte — —

Aber nein, nein. Es konnte ja nicht sein! Sie brauchte nur an jenen Morgen am Nuzen-

gruber-Denkmal zu denken, dann war sie seiner ganz sicher.

* * *

Frau Lauterbach strahlte. Es gab also doch noch Wunder auf Erden! Oder war das etwa keines, daß ihr Junge seit acht Tagen wieder hell und froh in die Welt blickte, und daß er ihr gestern selbst das liebe Mädchen zugeführt hatte, das sie sich so sehr als Tochter wünschte?

Noch sahen sie ja nicht gerade aus wie Verliebte, aber das kam schon noch. Die Hauptsache war: Gertrud hatte ihren Posten aufgegeben. Das konnte man sich — da weder sie noch Ernst Gründe dafür angeben hatte — doch nur auf eine Weise deuten.

Inzwischen schmiedete die alte Frau allerlei schöne Pläne für die Zukunft. Gertrud wollte mit ihrer Schwester ins Gebirge und dort den Sommer über bleiben, da sie ja nun völlig frei war. Sie war heute schon ins Waldviertel gefahren, um etwas Passendes zu suchen.

Im Herbst sollte Emma Schenker nach St. Oswald übersiedeln, wo sie eine Arbeitsschule zu gründen beabsichtigte. Dies war immer ihre Sehnsucht gewesen in den Jahren ihrer Hilfslosigkeit: Kinder um sich zu haben und schöne Handarbeiten anzufertigen zu dürfen!

Nun die Operation gelungen war, konnte dieser bescheidene Traum sich erfüllen und Gertrud in jeder Hinsicht über die Zukunft der Schwester beruhigt sein. Sie selbst beabsichtigte, im Herbst sich wieder im Rudolfsfinerhaus, wo sie ihre Ausbildung genossen hatte, zur Pflege zu melden.

Dabei konnte sie wohl nicht so viel verdienen, wie auf Westendorfs Klinik, der ihr eine leitende Stellung über seine sämtlichen Pflegerinnen eingeräumt hatte, aber dafür brauchte sie ja fortan für Emma keine Pension mehr zu bezahlen.

Frau Lauterbach fühlte vergnügt in sich hinein, während sie Gemüse für den Mittagstisch zurichtete.

Ach, Gertrud würde doch nicht ins Rudolfsfinerhaus kommen! Sie wollte sie vor Schluß des Sommers mit Emma nach St. Oswald einladen, und dann würde man sie schon nicht mehr fortlassen aus dem lieben Haus mit den grünen Läden und den Rosen ringsum.

Und was für eine prächtige Doktorsfrau würde sie abgeben mit ihrer trefflichen technischen Schulung und ihrer selbstlosen Begeisterung für alles, was hilfsbedürftig und leidend war!

Da klingelte es draußen, und Frau Lauterbach eilte hinaus. Es war der Briefbote. Er brachte einen einzigen Brief für Doktor Lauterbach. Aber als die alte Frau einen Blick auf denselben warf, erblaßte sie, und ihre Züge wurden finster.

Sie kannte die zierliche, feine Schrift. Dieses kühn und schwungvoll, gleichsam wie mit Liebe jählich hingeschriebene „Ernst Lauterbach“.

Früher hatte sie sehr oft solche Brieflein bekommen. Seit einigen Monaten war Ruhe gewesen.

Was wollte sie nun wieder? Ihn neuerdings beunruhigen? Das alte Spiel, das doch zu nichts führen konnte, wieder beginnen? Hatte sie denn keine Scham im Leibe, daß sie sich und ihre Liebe dem Manne immer wieder aufdrängen wollte?

Der Brief war dick. Viele Bogen mußten darin liegen. Wenn Ernst ihn las, dann würde seine frohe Laune gleich wieder dahin, alle Pläne in Frage gestellt sein. Er würde wieder blind für Gertrud werden und nur die andere sehen in sehnsüchtigem Verlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Merkblatt

Bearbeitet im Kaiserin Auguste Victoria Haus zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reiche.

Ernährung und Pflege des Säuglings und des Kleinkindes.

Mutter, stille Dein Kind! Dies ist Deine heiligste Mutterpflicht. Du gibst Deinem Kinde damit das Beste, was es zu seinem Gedeihen braucht. Da fast jede Mutter stillen kann, wirst Du es auch können. Warte ruhig ab, wenn auch nicht gleich reichlich Milch da ist. Durch beständiges Anlegen kommst Du fast immer zum Ziel. Gib Deinem Kinde 5—6 mal am Tage die Brust (in 3—4stündigen Pausen). Von 6 Uhr morgens bis 10 Uhr abends gib dem Kinde zu trinken; in der Nacht lasse es schlafen. Stille 6—9 Monate. Während des Stillens darfst Du essen und trinken was Dir schmeckt. Niemals setze im Sommer ab und überhaupt nicht, ohne Arzt oder Fürsorge-felle zu fragen. Bei ihnen hole Dir Rat, aber nicht bei Nachbarn und Verwandten. Mußt Du zur Arbeit gehen und kannst dem Kinde deshalb nicht u u die Brust geben, gib sie wenigstens morgens vor Deinem Weggange und abends bei der Rückkehr, denn viel besser ist Brust und Flasche, als Flasche allein.

Entwöhnen darfst Du Dein Kind nur auf frische, gute, sauber gewonnene Kuhmilch (oder Ziegenmilch).

Arzt oder Fürsorge werden Dir eine gute Bezugsquelle der Milch nennen. Bei künstlicher Ernährung darfst Du dem Kind nicht mehr als

5 Mahlzeiten geben, in der Flasche nicht mehr als 200 g, am Tage nicht mehr als 1 Liter. Hast Du die Milch geholt, lasse sie sofort 3 Minuten in einem Topf ab. Diesen decke mit einem Deckel zu und setze ihn in kaltes Wasser, das Du oft wechselst; nur so bleibt die Milch kalt und unverdorben. Noch besser zur Aufbewahrung der Milch sind Eisschrank und Kühlkiste. Unmittelbar vor dem Gebrauch gieße die vorgeschriebene Milchmenge in eine leicht sauber zu haltende Flasche. Du darfst nur Flaschen benutzen, in denen der Inhalt genau abgemessen werden kann (durch genaue Einteilung in 10, 20, 200 g [ccm]). Als Flaschensauger nimm einfache, mit Loch versehene Gummipfropfen. In diese darfst Du nichts hineintun. Flaschen und Sauger halte peinlich sauber. Fülle jede Flasche nach der Mahlzeit sofort mit Wasser, reinige sie mit Flaschenbürste und Soda und spüle sie mit gekochtem Wasser nach. Den Sauger reibe nach jedem Gebrauch mit Salz aus; reinige ihn mit heißem Wasser und bewahre ihn in sauber zugedeckten Gefäßen. Halte Dir, wenn möglich, joviell Flaschen und Sauger, als das Kind Mahlzeiten bekommt. Niemals darfst Du, an dem Sauger leiden. Den Geschmack der Nahrung muß Du an einer auf den Handrücken getropften Menge prüfen. Zur Feststellung der richtigen Wärme halte die gut geschüttelte Flasche ans Augentlid. Darüber, welche Nahrungsmischung Du in die Flasche geben mußt, frage

Deinen Arzt. Allgemeine Regeln lassen sich nicht aufstellen.

Gewöhnlich gibt man im ersten Monat einen Teil Milch und zwei Teile Wasser, im zweiten bis dritten zur Hälfte Milch und zur Hälfte Wasser, im vierten bis sechsten zwei Teile Milch und ein Teil Wasser oder Saferischleim. In jede Flasche kommen ungefähr 1—2 Teelöffel Zucker. Vom sechsten Monat an beginnt die Beikost: Grießsuppe, Gemüße, Karfiolfleis, Fruchtbrei.

Bade Dein Kind möglichst jeden Tag!

Wasche dem Säugling niemals den Mund aus, da Du dadurch gefährliche Verletzungen hervorrufen kannst.

Augen, Ohren und Nase darfst Du nicht mit Badewasser, sondern mußt sie mit besonderem Wasser und Watteflüßchen nach dem Bade reinigen. Verboten sind dazu alle harten Gegenstände, wie harte Lächer, Ohrschwämmchen, Haarnadeln, Holzstöckchen. Lege Dein Kind möglichst oft trocken. Wasche es mit lauwarmem Wasser sorgfältig und pudere es mit Kinderpuder gut ein. Gebrauche nie Kartoffel- oder Reismehl, da diese das Kind erst gerade wund machen. Bei Wundsein befrage sofort Deinen Arzt. Wasche dem Kind möglichst oft die Hände und säubere und beschneide die Nägel.

Nimm für Dein Kind möglichst weiße Wäsche. Sie ist sauberer und nicht teurer als bunte.

Laße dem Kind Strampelfreiheit. Wickel Dein Kind niemals fest ein. Lege das Gummistuch nicht ganz um das Kind herum. Im heißen Sommer kleide es leicht und lasse es oft im Hemdchen liegen. Auch zu warmes Einpacken oder ein überhitzter Raum machen den Säugling krank, daher weg mit allen Federbetten und Wickelstüchern. Siehe Dein Kind aus, bevor Du es ins Bett legst.

Suche in Deiner Wohnung einen sonnigen Raum als Aufenthaltsort für Dein Kind aus. Laß es im heißen Sommer nicht in der Küche stehen.

Benutze für die Einrichtung des Zimmers nur Gegenstände, die waschbar sind. Lüfte das Zimmer fleißig, auch im Winter. Im Sommer öffne die Fenster ausgiebig am Morgen und Abend. Für die heißen Sommermonate suche den kühlfsten Platz in Deiner Wohnung für Dein Kind.

Täglich bringe Dein Kind für mindestens 1-2 Stunden an die frische Luft. Schon wenn es 3-4 Wochen alt ist, kannst Du es bei günstiger Witterung, auch im Winter bei Kälte, ins Freie bringen, und zwar bequem liegend im Kinderwagen. Laß Dein Kind erst sitzen, stehen oder laufen, wenn es selbst Anstalten dazu macht. Dann aber übe es ruhig.

Beobachte Dein Kind vom ersten Lebenstage an recht genau. Wenn sich aus Augen oder Nabel eine gelbliche dünn- oder dickflüssige Masse entleert (Eiter), so frage sofort den Arzt. Tritt Durchfall oder Erbrechen ein, so lasse jede Nahrung fort und frage sofort den Arzt. Bis dahin gib dem Kind nur Tee oder Wasser.

Erkrankt Dein Kind zu der Zeit, da Du das Durchbrechen der Zähne erwartest, an Fieber, Durchfall, Husten oder Krämpfen, so beruhige Dich nicht mit dem Gedanken, „das kommt von den Zähnen“, sondern frage umgehend den Arzt um Rat.

Wenn Dein Kind sehr blaß ist, viel schwitzt oder gar schon trumme Beinchen bekommt, so kann es an englischer Krankheit leiden und bedarf der ärztlichen Fürsorge.

Auch wenn das Kind ein Jahr alt ist, darfst Du mit der Beachtung der Gesundheitsregeln nicht nachlassen.

Ernähre es dann in einfacher Weise mit gemischter Kost, ähnlich Deiner eigenen, in regelmäßigen Pausen. Gib ihm nicht mehr wie 1/2 Liter Milch täglich, außerdem Gemüse, Kartoffeln, Obst (roh und gekocht) und Fleisch (täglich einmal). Gib ihm jedoch keine ungekochte Milch, kein unreifes Obst, kein rohes Schabefleisch. Gib ihm keine Süßigkeiten und Bekereien zwischen den einzelnen Mahlzeiten. Gib nie mehr als alkoholfreie Getränke. Gib ihm auch keine sogenannten Nahrungsmittel, wenn sie nicht der Arzt verordnet. Vermeide jede Ueberfütterung.

Bade Dein Kind möglichst jeden Tag; wenn Dir das nicht möglich ist, wasche es wenigstens jeden Tag einmal ganz ab. Zumindest mußt Du ihm vor jeder Mahlzeit die Hände waschen und die stets kurz geschnittenen Nägel reinigen.

Wenn die Backzähne da sind, pflege den Mund Deines Kindes sorgfältig, indem Du morgens nach dem Aufstehen, mittags nach der Mahlzeit und abends vor dem Zubetgehen die Zähne des Kindes mit einer weichen Bürste und Wasser reinigst, denn die sorgfältige Pflege und Reinigung der Zähne ist für das Wohlergehen des Kindes von größter Wichtigkeit. Laß Dein Kind nicht auf schmutziger Erde, auf Fußboden, Treppe, Hausflur herumkriechen, sondern richte ihm ein gut geäubertes, abgegrenztes Plätzchen her.

Die Kleidung sei im Sommer möglichst leicht und lose. Im Winter sollst Du Dein Kind nicht durch zu warme Kleidung verwöhnen.

Das Spielzeug Deines Kindes sei möglichst einfach und abwaschbar. Bringe Dein Kind möglichst viel an die frische Luft. Licht und Sonne sind ihm nötig. Lüfte auch möglichst viel das Zimmer des Kindes.

Beobachte Dein Kind recht genau, damit Du jede Krankheit sofort erkennst und vom Arzt behandeln lassen kannst.

Gewöhne Dein Kind daran, sich in den Hals sehen zu lassen. Auch Hautausschläge, seien sie noch so geringfügig, und Drüsenanschwellungen bedürfen ärztlicher Behandlung. Bei Erkrankung der Zähne frage den Zahnarzt. Achte besonders auch auf die Augen (entzündete Augen) und Ohren (Ohrenlaufen), damit Dein Kind nicht blind oder taub werde. Bei großer Sorgfalt in der Ernährung und Pflege, bei rechtzeitiger Behandlung von Krankheit wirst Du die Freude haben, Dein Kind gesund einschulen zu können.

Schutz der Mutter durch das Reich.

Durch die in der Gewerbeordnung und Reichsversicherungsordnung festgelegten Bestimmungen wird der wenig bemittelten Frau geistlicher Schutz und Unterstützung während der letzten Wochen der Schwangerschaft, der Geburt und des Wochenbettes gewährleistet. Wöchnerinnen, die im letzten Jahre vor der Geburt des Kindes auf Grund der Reichsversicherung oder bei einer knappschaftlichen Kasse gegen Krankheit versichert waren, erhalten ein Wochenlohn in Höhe des Krankengeldes für 8 Wochen, von denen mindestens 6 Wochen in die Zeit nach der Entbindung fallen müssen. Für Mitglieder der Landtrankentassen, die nicht der Gewerbeordnung unterliegen, wird das Wochenlohn 4-8 Wochen gezahlt.

Heiratet eine Arbeiterin, wofür sie die Pflicht der Versicherung aufhört, so soll sie trotzdem nicht aus der Krankenkasse austreten, denn dadurch verliert sie alle Rechte. Die Unterstützung ist ihr aber gerade am nötigsten, wenn das Kind geboren wird. In allen Fragen des Rechtes erhält die Mutter kostenlos Auskunft von den Kreispolizeibehörden (Amtsvorsteher).

Zur Verhütung der Sommersterblichkeit der Säuglinge.

Daß eine so große Zahl von Säuglingen im Sommer besonders an Brechdurchfällen und Krämpfen krank wird und zugrunde geht, ist eine Folge der Hitze. Die Gefahr der Hitze für den Säugling hat eine Reihe von unmittelbaren und mittelbaren Ursachen. Er bekommt leicht erhöhte Körpertemperatur. Seine Verdauungskräfte vermindern sich. Seine Widerstandsfähigkeit gegen Erkrankungen nimmt ab. Alle Nahrungsmittel, die er bekommt — außer der Muttermilch —, verderben leicht.

In den meisten Wohnungen ist die Hitze nachweislich noch größer als im Freien. Je mehr der Säugling dem schädlichen Einfluß der Wohnungshitze entzogen wird, umso eher wird er die Gefahr der heißen Zeit überwinden. Sorgsame Ernährung und Pflege lassen eine Schädigung durch Hitze gar nicht auskommen.

Natürlich genährte Kinder sind vor Erkrankungen im heißen Sommer fast geschützt, künstlich genährte Kinder stehen stets in großer Gefahr, zu erkranken.

Zur Verhütung der Sommersterblichkeit muß daher dafür gesorgt werden, daß während der heißen Zeit:

- 1. die Säuglinge zweckmäßig ernährt werden,
- 2. durch richtige Pflege, insbesondere Bekleidung, die Ueberhitzung (Wärme- stauung) der Säuglinge vermieden wird,
- 3. die Wohnung möglichst kühl gehalten wird.

Ernährung während der heißen Zeit.
Die Ernährung an der Brust ist der beste Schutz gegen den Sommerbrechdurchfall und die Sommerkrämpfe. Deswegen dürfen die Kinder nicht im Sommer abgestillt, sondern es muß ihnen so lange die Brust gereicht werden, bis die heißen Tage vorüber sind.

Die künstlich d. h. mit Tiermilch genährten Kinder sind in der heißen Zeit besonders gefährdet. Diese Tatsache hat mehrere Gründe.

Einer davon ist darin gelegen, daß die Nahrung in der heißen Zeit verdorbt und der Genuß verdorbener (zersehter) Milch Durchfall hervorruft. Deshalb muß die sauber gemolkene Milch besonders gut behütet werden, damit sie sich nicht zerseht. Ist Eis vorhanden, muß die Milch auf Eis oder in den stets gut verschlossenen Eisschrank gestellt werden. Die Milch soll erst hineingestellt werden, nachdem sie in fließendem Wasser gekühlt ist.

Ist Eis nicht vorhanden, müssen die Flaschen in kaltes, sauberes Wasser gestellt werden, das recht oft gewechselt wird. Stets muß die Milch gut zugedeckt gehalten werden, damit Staub und Fliegen sie nicht verunreinigen.

Gütet die Kuhmilch vor Verderbnis.

Milch, die noch vom Morgen des vorhergehenden Tages steht, darf nicht mehr zur Ernährung verwendet werden, wenn sie nicht auf Eis aufbewahrt wurde.

In heißen, schwülen Sommertagen soll weniger Nahrung gegeben werden als sonst. Jede einzelne Mahlzeit kann um ein Viertel vermindert werden. Bekommt der Säugling z. B. 5x200 g Halbmilch, so gibt man ihm, wenn es sehr warm ist, nur 5x150 g Halbmilch, denn die künstliche Nahrung wirkt in der heißen Zeit oft giftig. Der Säugling hat in der heißen Zeit Durst. Damit er nicht erkrankt, muß der Durst gestillt werden. Das geschieht durch Verabreichung von abgekochtem kühlem Wasser oder dünnem Tee in den Nahrungspausen, besonders wenn die Kinder anfangen, unruhig zu werden. Auch kann man nach jeder einzelnen Mahlzeit ein paar Löffel Wasser geben (sowohl bei den Brustkindern, als auch bei den künstlich genährten Kindern).

Pflege in der heißen Zeit.

Durch zweckmäßige Pflege des Säuglings muß die Gefahr der Ueberwärmung vermieden werden.

Richtige Betung und Kleidung sind besonders wichtig. Weg mit den Federbetten, weg mit Matte und Steckbett! Muß durchaus eine Gummunterlage genommen werden, sei sie so klein als möglich! Zur Bekleidung diene ein einfaches Hemdchen! Noch besser ist es, das Kind nackt liegen zu lassen. Kühlt sich die Temperatur ab, muß das Kind ins Freie gebracht werden, morgens und abends, besonders nach jedem Regenfall. Auch im Freien sei das Kind möglichst leicht bekleidet!

Sowohl in der Wohnung als auch im Freien soll das Kind durch Bedeckung mit einem engmaschigen Schleier vor den Fliegen geschützt werden. Diese quälen das Kind und machen es unruhig; sie sind gefährlich, da sie schädliche Keime (Bakterien) übertragen.

In den heißen Tagen muß das Kind einmal täglich gebadet oder öfter mit kühlem Wasser gewaschen werden. Das Badewasser sei kühler als sonst und soll eine Wärme von ungefähr 28 Grad Celsius besitzen.

Wahl des Wohnraumes in der heißen Zeit.

Ungünstige Wohnungsverhältnisse beeinflussen die Kindersterblichkeit in unheilvollster Weise — besonders im heißen Sommer.

Für das Gedeihen der Säuglinge ungeeignete Wohnungen sind solche, welche

- a) feucht, schlecht belüftet, ungenügend lüftbar und mangelhaft eingerichtet sind (Fehlen von Vorhängen, keine Vorrichtungen zum Kühhalten der Milch, Mangel an Nebenräumen zum Waschen und Spülen),
- b) im Verhältnis zur Zahl der Bewohner zu klein (überbevölkert),
- c) verschmutzt sind.

Besonders gefährlich für den Säugling während der Sommermonate sind Wohnungen, die garnicht oder schwer durchlüftbar sind; das sind solche, in denen die Fenster nicht einander gegenüber, oder sogar nur nach einer Seite liegen. Bei schlechter Durchlüftung küßt die Wohnung mangelhaft ab, und es tritt leicht eine Ueberwärmung des Säuglings ein, die zu Durchfall und Krämpfen führt. Man lüftet am besten, indem man ein-



ander gegenüberliegende Fenster, oder wenn diese sich nicht gegenüber liegen, eine ins Freie führende Tür und ein ihr gegenüberliegendes Fenster öffnen.

Der Säugling muß in der heißen Zeit in das kühlste Zimmer der Wohnung gestellt werden, in dem womöglich die Fenster nach zwei entgegengesetzten Richtungen liegen (z. B. nach Süden und Norden oder nach Osten und Westen).

In dem Zimmer, in dem der Säugling liegt, darf möglichst nicht geheizt, nicht gewaschen, getrocknet und gebügelt werden. Denn durch Kochen und Waschen wird die Luft noch feuchter (schwüler) und die Hitze noch gefährlicher. Auch dürfen sich in dem Zimmer nicht viele Menschen aufhalten, besonders aber nicht schlafen; es muß, wenn es draußen kühler wird, ausgiebig gelüftet werden; es schadet nicht, wenn ein richtiger „Zug“ herrscht.

Ist die Wohnungshitze durch nichts herabzumindern, wie z. B. in nach engen Höfen zu gelegenen Erdgeschloßwohnungen oder in Räumen hoch oben unter dem Dach, muß das Kind soviel wie möglich ins Freie gebracht werden!

Die Versorgung kranker Säuglinge in der heißen Zeit.

Jede, auch die anscheinend leichteste Krankheit kann in der heißen Zeit binnen wenigen Stunden einen tödlichen Ausgang nehmen und muß daher rechtzeitig vom Arzte behandelt werden. Keine Krankheit darf bis in die heißen Tage anstehen, mag es sich nun um einen geringfügig erscheinenden Durchfall oder Verstopfung, um einen Schnupfen, um Geschwüre auf der Haut handeln.

Jedes kleinste Krankheitszeichen, das in heißen Tagen eintritt, erfordert Beachtung und Behandlung.

Nicht erst, wenn der Durchbruchfall da ist, soll der Arzt in Anspruch genommen werden, denn dann ist es häufig zu spät, sondern schon, wenn das Kind verstopft sein sollte, muß es zum Arzt, in die Säuglingsfürsorgeanstalt oder ins Krankenhaus gebracht werden. Tritt Durchfall ein, dann sind sofort Milch und sonstige Nahrung wegzulassen, das Kind darf nur Tee und Wasser bekommen, ist möglichst leicht zu betteln und sofort zum Arzt zu bringen.

Der Mütter, die in der heißen Zeit so oft als möglich die Säuglingsfürsorgeanstalt oder ihren Arzt aufsucht, wird es am sichersten gelingen, ihr Kind gesund zu erhalten.

* * *

Zum Schutze der Säuglinge.

Mütter! Der größte Feind Eurer Kleinen ist der Sommer mit seiner großen Hitze! Unter den Lebensmitteln verdirbt am leichtesten die Tiermilch. Setzt nie im Sommer ab, sondern ernährt Eure Kinder an der Brust; denn

Brustmilch verdirbt nicht.

Gebt Euren Kindern alle 4 Stunden, d. h. 5 mal des Tages, abwechselnd die rechte und linke Brust und laßt ihnen nachts die Ruhe.

Künstlich ernähren dürft Ihr nur auf Anordnung und unter Aufsicht des Arztes; Ihr müßt

dann besonders genau und sauber dabei sein. Ihr müßt jede Flasche nach jeder Mahlzeit sofort mit Wasser füllen und sie mit einer Flaschenbürste und mit Soda-, Borax- oder Seifenwasser reinigen, mit gekochtem Wasser nachspülen und sie umgekehrt an einen reinen Ort möglichst in einen reinen Topf stellen.

Gebrauche nur Flaschen, auf denen der Inhalt in Zahlen 5, 10, 20 . . . bis 200 g (Rubikzentimeter) abgelesen werden kann (Grammlaschen); denn nur mit ihnen könnt Ihr die Nahrungsmenge genau bestimmen. Ihr müßt den Sauger nach jedem Gebrauch mit heissem Soda-, Salz- oder Boraxwasser gründlich reinigen und in sauberem, zugedecktem Gefäß aufbewahren. Am besten ist es, ebensoviel Sauger wie Flaschen zu haben. Verbieten ist Euch, die Flaschensauger als Schuller zu benutzen!

Wartet die Kuhmilch vor Verderbnis!

Verbieten sind Euch Glasröhren oder Gummischläuche als Flaschensauger, ebenso der Zuckerschmuller! Kauft Eure Milch nur in einem Kuhstall, von dessen Sauberkeit Ihr Euch überzeugen



habt; am besten fragt Ihr den Arzt oder die Fürsorgeanstalt, wo Ihr die Milch zu nehmen habt. Ihr dürft die Milch nicht zu Hause herumstehen lassen, müßt sie sofort 3 Minuten in einem reinen Topf kochen, schnell abkühlen, indem Ihr den Topf mit einem Deckel versehen, in kaltes Wasser setzt und dieses häufig erneuert. Ihr dürft die Milch nach dem Kochen nicht in andere Töpfe gießen, sondern müßt sie so lange in dem kühl aufbewahrten Topf lassen, bis Ihr sie unmittelbar vor dem Gebrauch in vorgeschriebener Menge in die Flasche füllt.

Stehen Euch 5 Trinkflaschen zur Verfügung, was natürlich am besten ist, so müßt Ihr die Milch sofort nach dem Kochen in vorgeschriebener Menge in Flaschen füllen und sie verschlossen an einem kühlen Platz, am besten in einem Eisschrank, aufbewahren.

Am besten benutzt Ihr einen Eisschrank oder eine Kühlkiste, die Ihr Euch selbst mit ganz geringen Kosten herstellen könnt. Ihr holt Euch vom Kaufmann eine Holzkrate, bestreut den Boden mit Sägespänen, legt zwei Eimer von verschiedener Größe ineinander hinein und füllt sie bis zum oberen Rand des größeren Eimers mit Sägespänen nach. In den kleineren Eimer werden die Eisstückchen, gesetzt und mit dem Deckel des Eimers zugedeckt. Der Deckel der Kiste wird mit einigen Lagen Zeitungspapier beklebt.

Achtet auf die Vorschriften des Arztes!

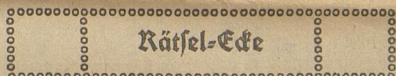
Ihr müßt beim Flaschenkunde besonders die Flaschen mit Nahrung, umgeben von einigen Vorschriften des Arztes befolgen, niemals öfter als verordnet die Flasche geben. Lieber weniger Nahrung in der heißen Zeit geben als zuviel. Tritt Durchfall ein, so laßt die Milch fort, gebt Tee (Kendel-, Lindenblüten-, Pfefferminz-, einfachen Tee) ohne Milch, aber nicht länger als zwölf Stunden, bis ein Arzt zu erreichen ist. In der heißen Jahreszeit hat der Säugling wie der Erwachsene Durst. Gebt ihm dann — er zeigt seinen Durst durch große Unruhe — abgekochtes Wasser oder dünnen Tee, möglichst ohne Zucker.

Kühlt Eure Wohnung.

Zu warmes Einpacken oder ein überhitzter Raum machen den Säugling krank, daher fort mit den dicken Wickelstücken, weg mit der Gummimatte! Ihr könnt im Sommer Euer Kleines fast nackt im Bettchen oder Korb strapazieren lassen, eine leichte dünne Decke genügt zum Zudecken! Ihr müßt Eure Kinder vor den fei quälenden Mägen schützen, indem Ihr ihnen leichten Schleier über Bettchen oder Korb legt.

Das beste und kühlste, häufig gelüftete Zimmer Eurer Wohnung ist für Euer Kind das geeignetste. Dieses Zimmer könnt Ihr noch kühler machen, wenn Ihr die Fensterstößen häufigst mit möglichst kühlem Wasser besprengt! Ihr dürft das Kind nicht in der heißen, feuchten Küche stehen haben! Hat Eure Wohnung kein kühles, schattiges Plätzchen, so versucht im Hause ein solches ausfindig zu machen (Keller), dort stellt Euer Kind hin. Könt Ihr auch im Hause kein solches Plätzchen finden, so bringt das Kind möglichst viel an einen schattigen, nicht schühlen Ort im Freien, auch da darf es bloß liegen. Geringe Zugluft schadet Euren Kinde im Sommer nichts! Ihr müßt Euer Kind im Sommer mindestens einmal täglich baden, oder öfters mit kühlem Wasser waschen! Geeignete Nahrung, Sauberkeit und frische Luft sind zum Gedeihen des Kindes unbedingt erforderlich!

Verlag: Kaiserin Auguste Victoria Haus zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reiche. Charlottenburg 5, Prinzenstraße.



Rätsel-Ecke

Rätsel.

General Wein
Erzziert, kommandiert
Den Refruten Stein.
Eins und zwei eins und zwei.
Stein wollt gern bleiben stehn,
Jetzt will er weiter gehn.
Kein, er muß bleiben stehn;
Also will's Wein.
Und nach beliebtem Brand
Wird viel geschlagen auch.
Mal nun o Bruder Was!
Weinen Paradeplatz!

Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung der Rätsel in voriger Nummer.
I. Seitenblate. — II. Gesicht. — III. Wör.

Sie erweisen unseren tapferen Soldaten einen **wirklichen Liebesdienst** wenn Sie Ihren Sendungen ins Feld 1 bis 2 Schacheln **Fay's** ächte Sodener Mineral-Pastillen beifügen.

Feid-Post **Rheuma** frische Beschwerden **RHEUMASAN** Die allbewährte, preisgekrönte, weltbekannte nicht äulandende **Blitz-Strick-Wolle** liefert auch an Prikte (Muster franko) die **Erfurter Garnfabrik** Hoflieferant in Erfurt W. 247.

10 Jahre schön bleibt so eine „Atuma“-Strassenfeder, einzig von **H. Hesse, Dresden, Schefelstr. 10-12**, zu beziehen. 30 cm lang 3 M., 40 cm 5 M., 50 cm 12 M., 60 cm 25 M. Schmale Federn, nur 15 cm breit, ca. 1/2 m lang, nur 2 M., 40 cm lang nur 1 M. Böse und Stolen, 2 m lang nur 8 M., 11 M., 14 M. Auswahl geg. Referenzen. Blumen, 1 Karton voll, 3 M.

Neue Gänsefedern, wie sie von der Gans gerumt werden, mit allen Daunen a 1/2 Pf. 1,60 Mfr. Dieselben Federn, mit allen Daunen, groß gefissen, a 1/2 Pf. 2,35 Mfr., gut gefissen, mit allen Daunen a 1/2 Pf. 3,35 Mfr., verinde gegen Stachel, nehm, was nicht gefüllt, zurück. **August Schuch, Gänsemaastalt, Reuz-Treibin 9** (Oberbruch).

Grosse Betten 13 M. (Oberbett, Unterbett, 2 Kissen) mit doppeltverleigerten neuen Bettfedern, bessere Betten 15, 20, 24, 30, 11, schräge Betten 15, 20, 23, 25, 28, 30, 33, 39 Mfr. uho. Versand geg. Nachn. preisliste, Proben, Versand, tollentrei. **Gustav Lustig** Prinzstrasse 46 Berlin 180 Größtes Spezialgeschäft Deutschl.

Bei Bezug von Waren bitten wir, sich auf dieses Blatt zu beziehen.

Zur dritten Kriegs-anleihe.

Die erste Kriegs-anleihe hat nicht weniger erbracht als 4 1/2 Milliarden. Die zweite mehr als das Doppelte.

Welcher Erfolg wird der dritten beschieden sein?

In Schätzung der Summen gehen die Meinungen der Sachverständigen auseinander, aber darin stimmen alle überein, daß die Voraussetzungen für gutes Gelingen auch diesmal gegeben sind.

1) In verfügbaren Geldern und Kapitalien fehlt es nicht.

Deutschland lebt nicht mehr in der Knappheit früherer Zeiten, 21 Milliarden betragen die Einlagen bei den Sparkassen, über 15 Milliarden liegen bei Banken und Genossenschaften. Auch jetzt, nachdem Millionen von Zeichnern zweimal schon ihr Ersparnis dem Vaterlande dargebracht haben, ist Geld in Fülle vorhanden. Freilich, die 13-14 Milliarden der ersten Anleihe spielen zu großem Teile wieder mit. Fast restlos sind sie in Deutschland verblieben. England und Frankreich zahlen, was sie aus Anleihen erlösen, an Amerika - Rußland an Amerika und Japan, Deutschland aber zahlt an tausende und abertausende einheimischer Fabriken, einheimischer Lieferanten und Arbeiter. Die Hände wechseln, aber es sind deutsche Hände, die die Milliarden erhalten haben und willig sie den neuen Anleihen dienstbar machen. Ein Kreislauf des Geldes! Und Johann: große Ausgaben fallen fort im Kriege - für Ausdehnung der Industrie, Neueinrichtungen und dergl. Die sonst hierfür verwendeten Summen suchen nach Umlage. Nicht minder auch Millionenerlöse aus dem Verkauf der Befände und Lager. Der Umlauf der Rohstoffe ruht. So stehen auch diese Millionen nur in bescheidenem Maße dem Auslande zu.

2) Dank der Fülle des Geldes ist der Geldstand überaus leicht.

Er ist leichter noch als im Frühjahr und viel leichter als im vorigen Herbst. Die Sparkassen gewähren an Zinsen etwa 3 1/2 %. Die Einzahlungen auf die zweite Anleihe haben sie hinter sich und inzwischen beträchtliche Spargelder neu vereinnahmt können. Die Zinsen für Einlagen bei den Banken sind noch geringer. Für tägliches Geld 1 1/2 %! Nur solche Zinsen können die Banken vergüten, denn ihre Kassen sind überfüllt. Die Einleger empfinden dies peinlich, der Anleihe aber kommt es zugute.

3) Die Käufer der früheren Anleihen haben ein gutes Geschäft gemacht.

Wer vom Deutschen Reich 5 % erhält und daneben schon im Kriege einen Kursgewinn zu verbuchen hat, darf zufrieden sein. Seit die bislang über Gebühr bevorzugten fremdländischen Renten schon hinsichtlich der Zinszahlung öftig im Stich gelassen haben, sind die Staatsanleihen wieder in Gunst, wird namentlich die Kriegs-anleihe gesucht, die nicht im Stich läßt und noch dazu hohe Zinsen gewährt.

4) Man weiß es im Volke: der Krieg kostet Geld und doppelt Geld, wenn jetzt doppelt so viele Soldaten im Felde stehen.

Man weiß aber auch: diese Vorsorge verbürgt uns den Sieg. Der deutsche Krieger, der bei Tannenberg den schweren Anfang mitgemacht, brennt darauf, jetzt auch bei dem Entscheidungskampf mitzutun. So auch das deutsche Volk. Es hat in bangeren Tagen die Kriegskassen gefüllt. Es wird auch jetzt - und jetzt erst recht dabei sein, wo die Waffenerfolge unserer Söhne - am bescheiden zu sprechen - die Zuversicht des Gelingens gestärkt haben.

Zu den Anleihebedingungen:

Der 5 prozentige Zinsfuß ist beibehalten.

Er wird auch diesmal starken Anreiz ausüben. Deutschland zahlte im Frieden 4 Prozent. Es hat für die Kriegs-anleihen diesen Satz um Ein Prozent erhöht. Der Versuch Englands, gleich uns mit solcher Erhöhung auszukommen, ist mißglückt. Es mußte zuletzt seinen Friedenssatz um volle 2 Prozent erhöhen: von 2 1/2 auf 4 1/2.

Der Preis der 5 prozentigen Anleihe beträgt 99, Schuldbuchentragungen kosten nur 98,80.

Der Ausgabekurs der ersten Anleihe stellte sich auf 97,50 %, der der zweiten auf 98,50 %. Die Kurse beider Anleihen haben inzwischen eine so wesentliche Erhöhung erfahren, daß der jetzt festgesetzte Kurs von 99 oder 98,80 als mäßig bezeichnet werden muß. Lediglich genießt der Zeichner noch Zinsvorteil. Es werden ihm 5 % Stückzinsen vom Zahlungstage bis zum 1. April 1916, mit welchem Tage der Zinslauf der Anleihe beginnt, vorweg vergütet.

Vor dem Jahre 1924 ist die 5 prozentige Anleihe nicht kündbar.

Die neunjährige Laufzeit dürfte für Kursgewinn erfreuliche Aussichten eröffnen. Diese Unkündbarkeit bedeutet aber nur, daß das Reich die Anleihe bis 1924 nicht kündigen und also auch den Zinsfuß nicht herabsetzen kann. Die Zahl der Schuldverschreibungen können natürlich über diese wie über jedes andere Wertpapier (durch Verkauf, Verpfändung uvm.) verfügen.

Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 30. September ab jederzeit voll bezahlen oder auch die bis zum Januar 1916 geräumig bemessenen Einzahlungstermine innehalten.

Die frühere Bestimmung, wonach Zeichnungen bis 1000 Mark voll bezahlt werden mußten, ist im Interesse der kleinen Zeichner fallen gelassen.

Reichsschatkassenaufweisungen gelangen nicht zur Verausgabung, für die Reichsanleihe aber ist ein Höchstbetrag der Verausgabung nicht festgelegt.

Es wird hierdurch auch diesmal vermieden, daß Zeichner leer ausgehen oder sich mit geringerer Zuteilung zu begnügen haben.

Die Zeichnungen können vom 4. September bis zum 22. September, mittags 1 Uhr, vorgenommen werden.

Die Festlegung einer mehrwöchigen Frist hat sich bewährt. Jedermann hat Zeit, sich Aufklärung zu verschaffen und in Ruhe seine Zeichnung vorzubereiten. Es empfiehlt sich aber, die Zeichnung nicht bis zum letzten Tage aufzuschieben.

Für Gelegenheit, die Zeichnung anzubringen, ist wie beim letzten Male in ausgedehntestem Maße gesorgt.

Außer der Reichsbank, der königlichen Seehandlung, der Preussischen Zentralgenossenschaftskasse, der königlichen Hauptbank in Nürnberg stehen alle Banken und Bankiers, alle Sparkassen und Lebensversicherungsgesellschaften, alle Kreditgenossenschaften, alle Postanstalten und in Preußen alle königlichen Regierungs-Haupt- und Kreisstellen zur Verfügung.

Wer Stücke von 1000 Mark und darüber zeichnet, erhält auf Antrag Zwischenscheine.

Hiermit wird den Wünschen vieler Rechnung getragen. Technische Schwierigkeiten verbieten es, die Verausgabung von Zwischenscheinen auch auf kleinere Zeichner auszudehnen. Zum Ausgleich sollen aber kleine Zeichner bei Ausgabe der Stücke vorweg befriedigt werden.

Wenn hiernach hinsichtlich der Anleihebegebung im Wesentlichen alles beim Alten bleibt, so besteht die sichere Hoffnung, daß auch hinsichtlich der Freudigkeit und Begeisterung, mit der ganz Deutschland sich den früheren Anleihen zuwandte, alles beim Alten bleiben wird.

Wer für das Wohl des Vaterlandes sorgt, sorgt für die eigene Zukunft. In allen Fällen deckt sich der Dienst am Vaterland mit eigenem Vorteil. Hier aber macht er sich daneben noch durch hohe Zinsen ganz unmittelbar bezahlt. Darum:

Wer zeichnen kann, der zeichne! Große und Kleine! Und jeder so viel als möglich!

Die wirtschaftliche Kraft unseres Volkes - daß sollen die Feinde inne werden - hält Stand wie die Kraft unserer Heere!

Berlin, im September 1915.

Verantwortlich für Schriftleitung, Geschäftliches und Anzeigen: Fritz Göttsche, Reutlin. - Verlag: Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 63. - Rotationsdruck: Wilhelm Grebe, Berlin SW 63.

Echtes Fuchs-Kollies
M. 45.-
Pelzwarenfabrik
Leipziger Strasse 58. I.
nahe Spittelmarkt.

Kaufe mein Bett.

Schöner rot, dicht Daunenspeck, große 1 1/2 Schlaf, Ober- u. Unterbetten u. 2 Kissen mit 20 Pfund neuen Halbdaunen, das Gebett 30.-, das selbe Bett mit Daunendecke 35.-, Bettinseln verstellbar, Daunendecke 30.-, Zweifachschläfer mit je 20 Pfund 35.- mehr. Klavier, Goldgarnet, Weißbrot, Billig, Ant. Feil, 30.000 Stücken, 1909 Danfärb, Bettfabrik Th. Kranefuss, Kassel 44.

Preussische Verlagsanstalt
G. m. b. H.,
Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Erst erschienen:
Gebet des Kaisers
von
Harry Sheff
für eine Singstimme mit
Klavierbegleitung
von
Oscar Pasch
Königl. Professor und Musikdirektor
Preis 80 Pfg., sowie 5 Pfg.
für Porto.

Im Verlage der Preussischen
Verlagsanstalt G. m. b. H.,
Berlin SW 68, Ritterstraße 50,
ist erschienen

Plate,
Handbuch
für das
Preuß. Abgeordnetenhaus
587 Seiten Großaktav.

Das Buch enthält die Geschäftsordnung, die Preussische und die Reichsverfassung, eine sorgfältige Bearbeitung der Wahlvorschriften für das Abgeordnetenhaus, die Lebensbeschreibungen und Bildnisse aller Mitglieder des Hauses, eine ausführliche Statistik der letzten Abgeordnetenwahlen, die Programme und Wahlaufsätze aller Parteien, sowie eine Reihe interessanter finanzstatistischer Tabellen, worunter eine Zusammenstellung der Brutto- und der Nettoeats seit 1903. Es wird allen politisch interessierten Kreisen, namentlich den Wahlvereinen in Stadt und Land, aufs Dringendste empfohlen.

Preis in Leinwand gebunden
..... 7,50 M.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

